

# Das Fegefeuer schürt sich jeder selbst

Verdis «Messa da Requiem» im St. Galler Theaterprovisorium ist in der szenischen Fassung eine monströse Totenfeier.

**Bettina Kugler**

Es tötelet derzeit gehörig im St. Galler Theaterprovisorium. Dabei verströmen Saal und Foyer nach knapp zwei Jahren Spielbetrieb immer noch den gewissen Neubaucharme. Die Tage sind jedoch gezählt: Mit der spartenübergreifenden Inszenierung von Giuseppe Verdis «Messa da Requiem» hat am Samstag die letzte Produktion dort Premiere gefeiert.

Auf bildstarke, nicht allzu pathosschwere Art hat schon Schauspielregisseur Jonas Knecht mit seiner Abschiedsinszenierung «Selig sind die Holzköpfe!» im April eine Tote heraufbeschworen: die «Bellaluna»-Wirtin Paula Roth. Todernst hingegen geht es nun in Krystian Ladas «Messa da Requiem» zur Sache. Natürlich ist das bei Verdis aufwühlender Musik nicht anders denkbar. Sie wirkt, darin sind sich Lada und Chefdirigent Modestas Pitrenas einig, noch

nachhaltiger und monumentaler durch den Kontrast zur Stille.

Das ist bereits im inszenierten Vorspiel so. Zwanzig Minuten vor Beginn sitzt ein Teil des 60-köpfigen Chores (Chor des Theaters St. Gallen, Opernchor St. Gallen und Theaterchor Winterthur, einstudiert von Franz Obermair) auf der Vorderbühne: als gebeugte, murmelnde oder stumme Trauergemeinde, im Halbdunkel versammelt um ein paar Kerzen am Boden. Das Publikum nimmt derweil die Plätze ein, pietätvoll schweigend oder munter weiterquasselnd.

## Ein grosser Abend für Chor und Orchester

Auch dies wird von der Regie mitgedacht worden sein bei der Eingangsszene in Anlehnung an das slawische Ritual der «Nacht der Toten»: dass für Unbeteiligte das Leben weitergeht, wenn andere vor Verzweiflung zerrissen werden. Verdis Musik öffnet die Kammer des Schre-

ckens, zunächst in fragilstem Pianissimo der tiefen Streicher: Wider Erwarten ist es in diesen Sekunden tatsächlich so geisterhaft still im Saal wie nur selten zu Beginn einer Oper. Umso heftiger wird später das «Dies irae» einfahren, markerschütternd,

was auch damit zu tun hat, dass der Chor so nah am Publikum agiert und singt, während das Sinfonieorchester St. Gallen hinter einem Vorhang auf der Bühne platziert ist. Chor und Orchester zeichnen sich durch nuancenreiches, klug geführtes

Spiel aus und halten den Abend damit zusammen – entsprechend überschwänglich werden sie am Ende mit Applaus bedacht.

## Reue und Vergebung werden konkret

Im Bestreben, Verdis «Requiem» aus der Gegenwart heraus zu lesen und von den fremd gewordenen Schreckensbildern eines göttlichen Jüngsten Gerichtes abzulösen, fährt die Regie jedoch mit hochkomplexen, bis ins Monströse auf der Bühne visualisierten Hintergrundgeschichten auf. Im «Fegefeuer» treffen Virginia Woolf und Adriana Reyez, Mutter des texanischen Amokläufers Salvador Ramos, der Dichter Thom Gunn und Herzchirurg Christiaan Barnard zusammen als Verkörperungen der vier vokalen Solostimmen: dazu verdammt, sich selbst vergeben zu müssen.

So erhalten die anspruchsvollen, souverän bis hinreissend

gemeisterten Partien von Hülkar Sabirova, Martina Belli, Christopher Sokolowski und Kristján Jóhannesson ein sehr konkretes Schicksal als Resonanzraum. Zudem werden fast alle Figuren, die Lebenden wie die Toten, verdoppelt – wobei sich die neun Mitglieder des Tanz- und des Schauspielensembles jedoch dem ambitionierten Konzept künstlerisch unterordnen müssen und eher schemenhaft bleiben. Man kann es menschliches Theater nennen: Auf der Höhe ihres Könnens ist es nicht.

Schon in der Mitte, als der Musik zugunsten der Geschichten der Stecker gezogen wird, wirkt die Inszenierung überladen; ein Übriges tun die Lichteffekte (Aleksandr Prowalinski) und die Wachfiguren des Künstlers Tomasz Mróz, die langsam eingeschmolzen werden. Um in der nächsten Vorstellung wieder aus der Bühnengruft hervorzukommen.



Virginia Woolf hört Stimmen: Eine der stärksten Szenen im Zusammenspiel von Tanz, Schauspiel und Musik. Bild: Edyta Dufaj